

Zeitzeugen erinnern sich

‘Bund Deutscher Mädel’ (‘BDM’)

November 1995 in der Volkshochschule

Moderation: Elisabeth Sauermann

Zu dem Gespräch waren erstaunlich viele Zeitzeuginnen, aber auch Frauen und Männer der mittleren und jüngeren Generation gekommen. Im Verlauf des Abends wurden einige Informationen gegeben, die die Situation und die geläufigen Begriffe der NS-Zeit verständlich machen sollten, z.B. Verordnungen und Gesetze zum Erziehungsauftrag der Jugend.

Die Gliederung der HJ wurde bereits am 1.7.1933 festgelegt. Die Jungen von 10 bis 14 Jahren (Pimpfe) bilden das „Deutsche Jungvolk in der HJ“, die Jungen von 14 bis 18 Jahren bilden die „Hitler-Jugend“; die Mädel von 10 bis 14 Jahren bilden den „Jungmädelbund in der HJ“ (JM), die Mädel von 14 bis 18 Jahren den „Bund Deutscher Mädel der HJ“ (BDM). Seit Januar 1938 werden die 18 bis 21jährigen Mädel im BDM-Werk „Glaube und Schönheit“ erfaßt. Diese Aufteilung der Hitlerjugend ermöglicht eine jeder Altersstufe gerecht werdende Erziehungsform.

Sämtliche Einheiten der HJ werden politisch geführt [...]

[...] Der im Gesetz vom 1.12.1936 festgelegte Reichsauftrag an die HJ fand sichtbaren Ausdruck und leitete zu praktischen Folgerungen über mit Erlaß der ersten beiden Durchführungsbestimmungen am 6.4.1939. In ihnen hat der Führer und Reichskanzler die ausschließliche Zuständigkeit des Jugendführers des Deutschen Reiches „für alle Aufgaben der körperlichen, geistigen und sittlichen Erziehung der gesamten deutschen Jugend des Reichsgebietes außerhalb von Elternhaus und Schule“ reichsrechtlich für alle Zukunft festgelegt.

Mit diesem staatlichen Erziehungsauftrag ist der Dienst in der HJ vom Führer zum Ehrendienst am deutschen Volk erklärt worden und schließt sich würdig an die von Adolf Hitler geschaffene Arbeitsdienstpflicht und die von ihm wiederhergestellte Wehrdienstpflicht an.

(aus V. Wehrmann (1984): *‘Lippe im Dritten Reich’*. Erz. z. Nat.sozi.)

Das Gespräch wurde zuerst von drei Frauen geführt, die ihre Beiträge zu den verschiedenen Fragestellungen als ihre persönliche Erfahrung und ihre eigenen Gedanken verstanden wissen wollten. Die Diskussion erweiterte sich im Laufe des Abends auf den gesamten Teilnehmerkreis. Die Beiträge, die hier als Zitate der Tonbandaufzeichnung entnommen sind, werden in diesem Bericht weder einzelnen Gesprächspartnerinnen zugeordnet noch chronologisch wiedergegeben.

*1. Gedanken zur Motivation, in den BDM einzutreten
und auch Führungsaufgaben zu übernehmen.*

Die ersten Führerinnen kamen 1933 fast alle aus den Gruppen der Jugendbewegung, z.B. 'Freischar junger Nation' u.a. Es war die Generation nach dem Ersten Weltkrieg. Die Elternhäuser waren meist deutschnational gesinnt. Die jungen Menschen erlebten die schwierige und politische und soziale Lage Deutschlands mit sieben Millionen Arbeitslosen.

und da kam einer, der wollte uns davon befreien.

Faszinierend für uns Junge war das große nationale Ziel, Deutschland in eine bessere Zukunft zu führen. Und wir durften dabei mitwirken, wir wurden gebraucht.

Den Totalitätsanspruch sahen wir damals nicht. Unser Weg wurde uns gradlinig gezeigt und ständig durch Schulungen und Propaganda geprägt. Heute mischt sich bei solchen Gedanken viel Bitterkeit darein. Wir fühlen uns ausgenutzt. Wir haben etwas unterstützt, was wir hätten nicht unterstützen dürfen. Aber das sahen wir damals nicht.

Wir haben alles als richtig und gut empfunden. Detmold war eine kleine Beamtenstadt, deutschnational und konservativ. Zu unsern BDM-Gruppen wurden zuerst die Beamtentöchter geschickt. Das war eine kleine Absicherung für die Familien, damit Vater seinen Posten behielt. Wir hatten viel zu organisieren. Die Gruppen wurden zu je dreißig Mädels eingeteilt. Von uns jungen Führerinnen wurde viel verlangt: Sport und Spiele und die Gestaltung der Heimnachmittage und Abende.

Frauen, die damals mit zehn Jahren in die Jungmädelsgruppen eingetreten und später selbst Führerinnen wurden, berichten von viel Spaß an den Unternehmungen und dem Gruppenprogramm: Genannt wurden Wanderungen, Geländespiele, Fahrten, Schlafen im Stroh, Volksliedersingen und das Lernen vieler neuer Lieder. Bei dieser Aufzählung war bei den heute meist 70jährigen Anwesenden begeisterte Zustimmung zu bemerken. Jede hätte gern schöne Erlebnisse aus der Erinnerung erzählt.

Jede Gruppenstunde sollte auch ein politisches Thema haben. Als Hilfe gab es kleine Hefte mit personenbezogenen Geschichten, z.B. Schlageter, der für Volk und Freiheit gekämpft hat.

Das Leben Adolf Hitlers haben wir rauf und runter gelernt.

In der Kriegszeit standen wir als feste Gruppe immer zur Verfügung für Ernteeinsätze auf Bauernhöfen, Kartoffelschälen für das Lazarett oder die Stadtküche, Heilkräutersammeln, z.B. Huflattich, Birkenblätter, Brombeerblätter und Bucheckern. Wo das nachher landete, weiß ich nicht. Wir haben Socken gestrickt für die Soldaten im kalten Rußland. Wir haben Spielzeug gebastelt. Wir wurden einfach beordert

und mußten diese Aufgaben übernehmen. Wir haben es getan und haben es nicht hinterfragt. Es ging alles für Führer, Volk und Vaterland.

Wenn es hieß: 'Der Führer spricht', mußten alle Klassen in die Aula gehen und die Rede anhören. Sie war immer umrahmt mit Fanfarenklängen. Das spielte für unsere Begeisterung sicher auch eine Rolle. Ich gehöre nicht zu denen, die heute sagen: 'Ich habe es immer gewußt, das konnte ja nicht gut gehen, das mußte ja zu einem traurigen Ende führen'. Ich habe begeistert mitgemacht. – Wir wollen hier mit unseren Beiträgen nichts verherrlichen, um Gottes Willen nicht. Das Erkennen nach dem Zusammenbruch und das Feststellen, wofür man das alles gemacht hat, war schrecklich. Das Erwachen war grausam.

Eine Vertreterin der wenigen Mädchen, die erst zum BDM kamen, als die Teilnahme Pflicht wurde (ab 1936), hat berichtet, daß sie mit einer inneren Distanz eingetreten ist.

Ich habe früh zu den kirchlichen Kindergruppen gehört. Mein Vater war zwar Beamter, aber nicht in der Partei. Meine Mutter gehörte zu der Gruppe der 'Bekennenden Kirche' um Pastor van Senden. Sie erfuhr dort vieles. Darüber wurde auch zu Hause gesprochen. Im BDM hat mir einiges wirklich Spaß gemacht: Das Zusammensein mit den Klassenkameradinnen über die Schule hinaus, Volkstanz und die praktischen Einsätze habe ich gern mitgemacht. Doch je älter ich wurde, um so kritischer wurde ich auch. Ich gehörte weiter zur kirchlichen Jugendgruppe, wurde Kindergottesdiensthelferin. Die Hitlerreden habe ich auch angehört. In der Schule mußten wir ja Bescheid wissen. Für mich folgte mit sechzehn Jahren das Pflichtjahr, die Handelsschule und die Anstellung im Archiv. Da war keine Zeit mehr für BDM. Bei den Alarmen am Ende des Krieges waren Zusammenkünfte kaum noch möglich. Beim Roten Kreuz habe ich noch geholfen, wenn die Transporte mit Evakuierten und auch schon die ersten Flüchtlinge eintrafen.

*2. Gedanken zu Ritualen wie 'Marschieren im Gleichschritt',
'Hissen und Grüßen der Fahne', 'gleiche Kleidung'/'Kluft',
'Singen von NS-Liedgut'*

Nach den Berichten spielten Rituale bei Fahrten, Lagern und Aufmärschen eine wichtige Rolle.

Das Antreten bei den Morgenfeiern, das Hissen und Grüßen der Fahne mit erhobem rechten Arm, das Singen bestimmter Lieder, das ging schon unter die Haut.

Wir hatten ja Lieder, die ausdrückten, was wir eigentlich wollten. Das ist eine Sprache, die junge Menschen wohl gar nicht mehr verstehen können. Wir haben darüber nicht groß nachgedacht. Aber in allem lag damals ein wichtiger Teil unserer Erziehung. Das Lied hatte stark Verbindendes. Wir brauchten es, um zu einer Gemeinschaft zusammenzuwachsen.

Hier wurde auf das Liederbuch 'Wir Mädels singen' hingewiesen. Darin sind Volksliedgut, politische Lieder, Hitlersprüche und Gedichte des Reichsjugendführers, Baldur v. Schierach, geschickt zusammengeordnet. Letztere mußten bei Feiern gelesen oder aufgesagt werden.

Aufschlußreich ist das Vorwort von Maria Reimers, der Herausgeberin 1936.

Mit diesem Liederbuch geben wir euch die Möglichkeit, nicht nur für Fahrten Lieder bereit zu haben, sondern es gibt uns vor allem ein reiches Liedgut, mit dem wir den Tageslauf eines Lagers und unsere Feste auszugestalten vermögen. Wir finden es eingeordnet in den Kreislauf des Tages und in den größeren des Jahres. Denn wir wissen: Keine Feierstunde können wir zu einem wirklichen Erleben werden lassen, wenn unsere Lieder fehlen. Erst durch das gemeinsam gesungene Lied erhalten sie ihre große, kraftvolle Verpflichtung.

Unser Lied kündigt von unserer Weltanschauung und von unserer Lebensbejahung: das politische Lied an der Fahne ebenso wie die fröhliche Weise oder ein Spruch beim Essen – sie formen unseren Tageslauf, sie sind Ausdruck unseres Wesens.

Spontan kam nach dem Verlesen dieses Textes der Zuruf:

Das haben wir doch alle nicht gelesen.

Die Melodien im Rhythmus der Marschmusik waren eingängig. Es wurde singend durch die Straßen marschiert. Bei Kundgebungen mußten auch die Jungmädels schon Spalier stehen.

Eine Detmolderin beschrieb das einmal so:

Die Teilnahme an den großen Massenaufzügen, Erntedankfest auf dem Bückeberg bei Hameln oder beim Reichsparteitag in Nürnberg hat uns fasziniert, die Aufmärsche in großen Formationen, die Reigentänze und die Ansprachen! Wir wurden angesteckt von der Begeisterung. Es war wie Hypnose, Euphorie, man war nicht mehr nüchtern, man dachte nicht mehr.

Zuruf:

Und wie ist das heute in den Fußballstadien und bei den Jazzkonzerten?

3. Ein Fragenkreis galt den Begriffen: Volk, Vaterland, Volksgemeinschaft, Rasse

Nicht nur die Hitlerjugend hat uns diesen Idealen erzogen. In der Schule bekamen alle Klassen neue Geschichtsbücher mit dem Titel 'Volk und Führer'.

Darüber hinaus waren wir wenig informiert. Radio und Presse waren zensiert. Wir erfuhren nur, was wir erfahren sollten. Wir hörten, daß wir ein tolles Volk seien,

daß wir tolle Rassen in uns vereinigten. Wer wollte nicht zu einem Volk gehören, das dazu ausersehen ist, Führungsrollen in der Welt zu übernehmen?

Es wurde uns eingepflegt, daß wir mit unserem Einsatz im Volk etwas bewirken könnten. Das war ein schönes Gefühl. Wir lebten für Führer, Volk und Vaterland. Diese drei Worte, das wars! Wir wollten mit aufbauen.

Ich will eine Lied vorlesen, das wir oft unter der Fahne gesungen haben:

Nichts kann uns rauben, Liebe und Glauben zu unserm Land.

Es zu erhalten und zu gestalten, sind wir gesandt.

Mögen wir sterben, unseren Erben gilt dann die Pflicht:

Es zu erhalten zu gestalten, Deutschland stirbt nicht.

Das drückte aus, was wir glaubten: Deutschland aus dem Dunkel ins Licht zu führen und wie das alles hieß. Darin sahen wir unsere Aufgabe. Diese Überzeugung wurde jungen Menschen vermittelt.

4. Es wurde gefragt nach möglichen Anstößen, diese Indoktrination zu hinterfragen.

Die Teilnehmerinnen sprachen von Anstößen, die sie teilweise erst sehr viel später, nach dem Zusammenbruch, erkannt haben.

Der Mord an Fechenbach hätte uns bedenklich machen müssen.

In unserer Arbeit als Jungmädelführerinnen gab es nichts zu hinterfragen. Ich verstehe nicht, wieso die Erwachsenen das alles hingenommen haben.

Auch nach der Pogromnacht haben sie uns allein gelassen. Uns jüngere Menschen hat das betroffen gemacht. Aber es wurde nicht darüber gesprochen. Es wurde geschwiegen.

Wir waren eine anders erzogene Generation. Wir haben gehorcht. So haben wir weitergemacht, auch während des Krieges. Schon bei den leisesten Fragen setzte ein Verdrängungsmechanismus ein. – Warum sind wir nicht wach geworden? Das frage ich mich schon seit 50 Jahren.

Ich bin zum ersten Mal nachdenklich geworden, als ich im Konfirmandenunterricht war. Pastor van Senden wurde verhaftet. Er kam nach einigen Wochen zurück. Uns hat er nur gesagt, er könnte wohl viel erzählen, doch er wollte und konnte es nicht.

Für mich war der Knackpunkt: Kann ich Kirche und BDM vereinigen? Ich bin ganz gegen den Willen meiner Eltern – auf Einladung einer Freundin – zu den Jungmädeln gegangen und wurde später auch Führerin. Wenn sonntags Dienst angesetzt war, mußte ich mich entscheiden. Während meiner Konfirmandinnenzeit war mir nicht wohl, wenn ich zum Gottesdienst mit dem Gesangbuch in der Hand die Lange Straße entlangging. Das war ein Konflikt. Ich habe ihn damals ausgehalten und beides vereinen können.

Das Mißtrauen untereinander wuchs. Wenn in unserer Klasse die Tochter des Kreisleiters erschien, verstummten Gespräche. – In den Zugabteilen waren Sprüche wie ‘Vorsicht, Feind hört mit’ gekritzelt. Eltern machten keine kritischen Äußerungen im Beisein der Kinder. BBC wurde, wenn überhaupt, nachts gehört. Es gibt Beispiele, daß Kinder die Eltern angezeigt haben. Nicht selten waren schwere Strafen wegen Wehrkraftzersetzung die Folge.

Der Ausbruch des Krieges war schlimm. Väter und Brüder wurden eingezogen. Dann kamen die ersten Siegesmeldungen –durch Lautsprecher öffentlich bekanntgegeben. Sie wurden durch Fanfarenstöße eingeleitet und mit den Liedern ‘Deutschland, Deutschland über alles’ und dem Horst Wessel-Lied mit dem Schluß ‘die Fahne ist mehr als der Tod’ beendet. Von den Gefallenen hieß es, sie hätten ihr Leben als Helden für Volk und Vaterland dahingegeben. – Unser Leben ging weiter!

Den Frauen am Podium ist die Zusage zum Gespräch und Befragtwerden nicht leicht gefallen. Wer an dem Abend dabei war, hat wohl auch die leisen Untertöne in Tonfall und Sprache hören können, – die Enttäuschung, auch die Trauer über die eigene Unfähigkeit, kritisch zu denken. Eine der Frauen sagte bei der Vorbereitung: „Die junge Generation müßte hören, wie verführbar, wie kritiklos und obrigkeitshörig wir gewesen sind.“

Das vollständige Tonband vom Zeitzeugenabend im November 1995 ist bei der Volkshochschule Detmold auszuleihen.

Zeitzeugen erinnern sich

Hitlerjugend*

Peter Pahmeyer

„Ich bin auch nicht ideologisch verbogen dadurch. Das war doch unsere Jugend, und wir sind da ganz gut bei gefahren.“

Der ehemalige Detmolder Hitlerjunge H. Heuer (Jg. 1924), der gemeinsam mit drei weiteren Zeitzeugen während einer VHS-Veranstaltung am 30.11.1995 einem interessierten Teilnehmerkreis seine Erfahrungen über den Alltag in der nationalsozialistischen Jugendorganisation schildert, bringt mit diesen beiden Sätzen seine persönliche Deutung der Vergangenheit zum Ausdruck.

An diesem Abend erzählen die heutigen Senioren und ehemaligen Jungvolk- bzw. HJ-Führer K. Steingrube, H. Bögeholz, F. Bollhöfer und H. Heuer über ihre „relativ gute Zeit beim Jungvolk.“

Dr. P. Pahmeyer, der zu dem Thema „Die Hitlerjugend in Lippe 1933–1945“ promoviert hat, moderiert die Erzählrunde.

Die Ehemaligen fühlten sich von den Angeboten der Hitlerjugend angezogen. Es ging „raus ins Gelände“, es gab zahlreiche Möglichkeiten der „körperlichen Ertüchtigung“, technische Herausforderungen, Lieder und Fahrten, nach dem Urteil des damaligen Jungstammführers F. Bollhöfer (Jg. 1927) „alles Dinge, die einen Jungen damals sehr interessierten.“ Ein 74-jähriger älterer Herr aus dem Publikum bekundet, die „Kameradschaft“ und das „Gemeinschaftsgefühl“ hätten für die Jungen eine hohe Bedeutung gehabt. Diese Begriffe hätten später im soldatischen Alltag abgerufen werden können und „uns im späteren Leben auch immer weitergebracht.“

Wenn die vier Zeitzeugen über ihre Erlebnisse in den Formationen der Hitlerjugend erzählen und diese retrospektiv als eine „wunderschöne Zeit“ in Erinnerung behalten haben, eine Kinderlandverschickung als „phantastische Sache“ bewerten und von „wunderschönen Erinnerungen“ zu berichten wissen, dann drohen sie nach Meinung einiger Zuhörer ihre Vergangenheit schwärmerisch zu verklären.

Den aufmerksamen Zuhörern entgehen jedoch nicht die tiefsitzenden Zweifel, die enttäuschten Hoffnungen und ebensowenig die gewonnenen Einsichten.

* Wer ein tiefergehendes Interesse an dem Thema hat, sei auf den folgenden in Kürze im Buchhandel erhältlichen Titel hingewiesen:

P. Pahmeyer / L.v. Spankeren: Die Hitlerjugend in Lippe 1933–1939.

Totalitäre Erziehung zwischen Anspruch und Wirklichkeit, Bielefeld 1997

K. Steingrube etwa stellt eindeutig fest:

Ich muß natürlich kritisch im nachhinein sagen, daß man den deutschen jungen Menschen so mißbraucht hat, das ist eigentlich ein Skandal gewesen. Denn es sind ja alles Idealisten gewesen und die Jungen ... und ich glaube die Mädels ... haben das ja gerne gemacht, aber dieses Schießen und der Ordnungsdienst usw. war ja vielleicht dämlich, aber das war ja alles vormilitärische Ausbildung im Hinblick darauf, daß die mal Soldat werden würden und dann an der Front [...] ihren Mann stehen mußten.

In F. Bollhöfers Äußerungen manifestiert sich die Ambivalenz von vielen Angehörigen der sogenannten Hitlerjugend-Generation. 1935 freiwillig in das Jungvolk eingetreten, sei er „gerne Pimpf gewesen“ und avancierte sehr bald zum Führer: Hordenführer-Jungenschaftsführer, Jungzugführer, Fähnleinführer und schließlich Jungstammführer. Schon früh war der spätere Schulleiter die Karriereleiter emporgeklettert, war zu einer Art ‘Chef’ des Detmolder Jungvolks geworden.

Während „Fritze“ Bollhöfer dem Publikum einerseits mitteilt, die „ganze Ideologie des Nationalsozialismus“ habe bei seinem „Pimpfendasein überhaupt keine Rolle gespielt“ sei vielmehr „völlig untergeordnet“ gewesen, so tauchen auch in seinen Jugenderinnerungen Fixpunkte auf, die in dem 12- bis 13jährigen JV-Führer Betroffenheit auszulösen vermochten und den Zeitgeist der braunen Ära unmißverständlich widerspiegeln. So habe er den Brand der Synagoge von seinem Elternhaus (Ecke Leopoldstr./Woldemarstr.) sehen und verfolgen können. Aber, so führt er weiter aus, „was noch schlimmer“ gewesen sei, „als ich die Lange Straße raufging zur Bahn bei Töberich,“ dort lag das Porzellangeschäft Rosenbaum, „und das war zertrümmert und alles lag da im Scherben ...“.

Ein anderes Mal habe er an der Langen Straße (in Höhe des heutigen Brillengeschäftes Linse) gestanden. Eine Formation von SS-Männern, die vom Nürnberger Parteitag zurückgekommen waren, hätten eine Standarte vor sich hergetragen. Es sei für die umstehenden Passanten Pflicht gewesen, diese Standarte mit der erhobenen Hand zu grüßen. Ein älterer, Zigarre rauchender Mann in Arbeiterkleidung habe, ruft sich F. Bollhöfer ins Gedächtnis, neben ihm gestanden und [...] den Gruß verweigert. Ein SS-Mann löste sich daraufhin aus der Gruppe, ging auf den Fußgänger zu, gab ihm eine ‘Backpfeife’ und schlug ihn. Bollhöfer rückblickend: „Ich ging nach Hause ... unglücklich.“ Bei diesem unangenehm beklemmenden Gefühl blieb es.

Im Verlaufe der VHS-Veranstaltung werden die „in Reih und Glied“-Botschaften, wie sie durch die NS-Propagandabilder überliefert und noch heute im öffentlichen Bewußtsein verankert sind, immer wieder durch die hinter dem Totalitätsanspruch verborgenen Wirklichkeiten aufgebrochen.

Während der in der dörflichen Umgebung in Vahlhausen aufgewachsene H. Bögeholz sich nicht daran erinnern kann, „daß jemand da gewesen ist, der da nicht eingetreten ist“, weiß ein ehemaliges Mitglied der evangelischen Jung-schar davon zu erzählen, daß er 1934 im Gegensatz zu den politisch organi-sierten Hitlerjugend-Angehörigen am Sonnabend zur Schule gehen mußte und im Rahmen des sog. Staatsjugendtages am ‘nationalpolitischen Unterricht’ teil-zunehmen hatte. Ein Schulkamerad, der HJ-Führer war, habe ihn mit den Worten angesprochen: „Du bist doch verrückt, daß du Sonnabends zur Schule gehst. Komm doch zu uns!“

Dr. Pahmeyer belegt auf der Basis eigener Forschungsergebnisse, daß sich bis in das Jahr 1936 hinein noch mehr als die Hälfte der lippischen Jugendli-chen dem Dienst in den Gliederungen der NS-Jugend entziehen konnten bzw. ferngehalten haben. Neben Begeisterung, fanatischer Teilnahme und graduell unterschiedlicher Identifikation müsse die zukünftige Diskussion auch der Di-stanz, der Nonkonformität, den individuellen Nischen und Verweigerungsspiel-räumen mehr Aufmerksamkeit schenken.

Die Hitlerjugend dehnte ihre jugenderzieherische Monopolstellung nach 1936 zunehmend erfolgreicher aus, weil sie als ‘Staatsjugend’ massive Hilfe-stellungen von der Schuladministration und anderen staatlichen Einrichtungen in Anspruch nahm. H. Heuer, der eine katholische Schule besuchte, an Aktivi-täten der bündischen Jugend teilnahm und die Lagerfeuerromantik der damali-gen Zeit hervorhob, skizziert die Rolle, die die Schule bei der Rekrutierung von neuen Mitgliedern einnahm: „Direktor Schulte kam in die Klasse und for-derte zwei, die noch nicht im Jungvolk waren, auf: ‘Na Jungs, jetzt wird’s aber auch für euch Zeit’.“ Heuer selbst hatte so etwas wie eine ‘Nische’ gefunden. Er bewarb sich als ‘Trommlerbub’ beim Detmolder Fanfarenzug: „Wenn ich heute oben auf der Rathaustreppe stehe, dann denke ich oft daran zurück, wie wir da oben Musik gemacht haben.“

Es habe, so ist sich Heuer sicher, in diesem „Sonderhaufen“ nicht die Diszi-plin und den Drill gegeben, wie er in anderen Gliederungen üblich war. Er be-zieht sich auf Situationen, „wo man nicht so gerne mitmachte, wenn denn nun mal so ‘ne Führerschulung angesagt war, dann mußten wir uns über das Wo-chenende in der Jugendherberge einquartieren, oben auf dem Hiddeser Berg, dann mußte man auch mal robben und in den Dreck [...]; das war nicht so gut [...] und [...] vielfach habe ich mich vor solchen Dingen auch gedrückt.“

Ein Hitlerjunge gewesen zu sein, das bedeutete zwar, gemeinsam mit ande-ren Jugendlichen eine Uniform zu tragen, die Menschen und ihre spezifischen Lebenswelten unter diesen Uniformen vermochte die NS-Führung niemals perfekt gleichzuschalten. Stadt und Land, konfessionelle Bindungen, sich un-terscheidende altersspezifische Kohortenerfahrungen, die Geschlechtszugehö-rigkeit und vor allem die familiären Sozialisations-/Erziehungsbedingungen hatten Einfluß auf ein breites Spektrum jugendlicher Einstellungen gegenüber

der Hitlerjugend. Auch in und zwischen den Führungsetagen der Organisation gab es des öfteren erhebliche Dissonanzen. Ein ehemaliger Gefolgschaftsführer macht darauf aufmerksam, daß die Detmolder HJ, umrahmt von einem Spielmanszug und einer Schalmeykapelle, am Leopoldinum angetreten, anschließend zur Marktkirche marschiert war und dort geschlossen am Gottesdienst teilnahm. Im Jahre 1937 habe Bannführer Mitterhauser anlässlich eines Funktionärstreffen verkündet, die lippische HJ wäre ein 'konterrevolutionärer Haufen'. Es herrschte nicht immer eitel Sonnenschein in der Organisation.

Auf einige Fragen aus dem Publikum, warum man denn nicht früher von dem Unrecht Kenntnis genommen habe, antwortete u.a. K. Steingrube: „Wir sind damals ja auch etwas einseitig strukturiert gewesen [...] Wir haben doch überhaupt keine Lebenserfahrung gehabt. Wir haben hier nur die Situation in Deutschland erlebt. [...] Wir haben doch gar nichts Negatives dahinter vermutet.“ Ein Diskussionsteilnehmer weist daraufhin, 1933 habe ein Jugendlicher die Realität sicher anders wahrgenommen als im Jahre 1943/44. „Die Enttäuschung hinterher ... Das kann man nicht beschreiben...“ merkt H. Heuer an.

In jedem Fall bleibt festzuhalten: Der Einstieg in den Dialog von Angehörigen der „Hitlerjugend-Generation“ mit denen, die die 'Gnade der späten Geburt' haben, sollte fortgesetzt und mit denen zusammengeführt werden, die die Kraft aufbrachten, sich den Totalitätsansprüchen zu entziehen.

Zeitzeugen erinnern sich

Das Detmolder Lyzeum

Moderation: Gertrud Wagner

Im Zeitzeugengespräch am 14.12.95 ging es um die Geschichte des heute unter dem Namen 'Stadtgymnasium' bekannten, ehemaligen Städtischen Lyzeums.

Als Zeitzeuginnen nahmen teil:

Frau Ingrid Don, geb. Schonert, Jg. 1927

Frau Ingeborg Frohne, Jg. 1924

Frau Lieselotte Heidmann, geb. Dierks, Jg. 1922

Frau Dorothea Thiele, Jg. 1924

Alle vier Frauen haben die Oberschule für Mädchen innerhalb des Zeitraums von 1933 bis 1945 besucht.

Das Schultagebuch

Zur Vorbereitung des Zeitzeuginnengesprächs war für mich als Moderatorin das Schultagebuch des damaligen Direktors der 'Höheren Mädchenschule', Herrn Dr. Bonwetsch, von besonderer Bedeutung. Dieses bis heute von der jeweiligen Schulleitung geführte Tagebuch gibt Einblick in den wirklichen Schulalltag, natürlich aus der Schulleiterperspektive. Das Tagebuch umfaßt für den Zeitraum vom Januar 1933 bis April 1945 fünfzig kleinbeschriebene Din-A4-Seiten, auf denen in sachlich distanzierter Form die Schulereignisse verzeichnet werden. Politische Fakten spielen nur in ihren Auswirkungen auf das Schulleben eine Rolle.

Das Tagebuch läßt sich in zwei Abschnitte aufteilen, in die Vorkriegszeit, von der Machtübernahme Hitlers bis zum Kriegsbeginn 1939, und in das Kriegstagebuch von September 1939 bis April 1945.

Der zweite Teil wird von Herrn Dr. Bonwetsch mit dem Eintrag eingeleitet:

Der vor den Ferien ausgesprochene Wunsch, im Frieden wieder zusammenzukommen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Deutschland ist im Kriege, zunächst mit Polen, Frankreich, England. Was noch folgen wird, wissen wir nicht.

Bis zu diesem Zeitpunkt ist im Schultagebuch viel von Spalierstehen, Aufmärschen, Sammlungen, Feiern die Rede, und untergründig spürt der Leser etwas von dem Ärger des Schulleiters über die oft nicht funktionierende Zusammenarbeit zwischen HJ, BDM und Schule. Es ist auch schon die Rede von Luft-

schutzübungen. Viel Unruhe bringt die Umwandlung des Lyzeums in die 'Frauensschule'.

Der Beginn des Schuljahrs 1939/40 ist schon am 27.9. durch den ersten Fliegeralarm belastet, das Kollegium muß beim Roten Kreuz einspringen und wird für die Ausgabe von Lebensmittelmarken zusätzlich beansprucht.

Die ständige Sorge um genügend Heizmaterial spielt seit dem ersten Kriegswinter eine Rolle, von Januar 1940 bis März 1941 wird das Gebäude am Wall vom Divisionsstab in Anspruch genommen.

Schon 1939 müssen evakuierte Mädchen aus dem Internat Schwertleite bei Bad Godesberg aufgenommen werden, ab 1942 ist die Schule durch die Kinder evakuierter Familien ständig überfüllt. Im März des gleichen Jahres hat die Schule ein Todesopfer zu beklagen: Bei einem Luftangriff auf den Bahnhof Paderborn wird die Schülerin Brunhilde Bökhaus getötet, die sich dort gerade zufällig aufhielt.

Ab 1943 beeinträchtigen Arbeitsdienst und Kriegseinsätze von Schülerinnen, die Beschlagnahme von Schulgebäuden, Lehrermangel als Folge von Fronteinsätzen und Luftangriffe den Unterricht in hohem Maße.

Die Zeitzeuginnen erinnern sich teilweise an die Umwandlung des Lyzeums in eine Frauenschule im Jahr 1935. Wissenschaftliche Ausbildung für Frauen war im Sinne des Nationalsozialismus nicht mehr erwünscht. Im Schultagebuch wird darüber nicht reflektiert, doch wird deutlich, daß es Elternproteste gab, und 16 Schülerinnen auf Wunsch der Eltern in das Aufbaugymnasium, eine Schule für Jungen und Mädchen, überwechselten.

Dieser Protest führte dazu, daß 1938 ein neuer sprachlicher Zweig eingerichtet wurde, und die Schule ab jetzt intern als 'Doppelanstalt' bezeichnet wurde.

Die Begrenztheit der Quelle 'Schultagebuch' läßt sich an folgendem verdeutlichen: Der Musiklehrer des Lyzeums, Otto Daube, war ein großer Wagner-Verehrer. Er organisierte in Zusammenarbeit mit der Stadt die Richard-Wagner-Wochen und träumte davon, Detmold im Rahmen der Verehrung, die die Nationalsozialisten Richard Wagner entgegenbrachten, zu einem zweiten Bayreuth machen zu können. Er brachte Bürgermeister Keller am 17.3.39 dazu, einen Antrag an den Landesschulrat zu stellen mit der Bitte, die Mädchenoberschule in 'Winifred-Wagner-Schule' umzubenennen. In der ablehnenden Antwort des Landesschulrates Wollenhaupt heißt es: „Die Oberschule für Mädchen steht nicht in dem Rufe, eine hundertprozentige nationalsozialistische Anstalt zu sein.“ (Staatsarchiv D 106 DT Nr. 2904)

Weder die Richard-Wagner-Wochen noch der Antrag werden im Schultagebuch erwähnt, wohl aber die Bemühungen von Herrn Dr. Bonwetsch, für den ständig ausfallenden Musikunterricht des Wagnerverehrers Daube eine Vertretung zu bekommen und deren Bezahlung zu regeln.

Schulpolitische Maßnahmen der NS-Regierung

An die Vorkriegsjahre erinnert sich Frau Heldmann, die 1932 in das damalige Lyzeum eingeschult wurde, sehr genau. Sie geriet mit ihrem Schuleintritt in die Umwandlung des Lyzeums und mußte zu der Frauenschule (1934/35), dann zu der Frauenoberschule überwechseln. 1937 wurde sie im Rahmen der Veränderungen von der Obertertia direkt in die Obersekunda versetzt und machte im März 1940 das 'Puddingabitur' mit einer wissenschaftlichen Zusatzprüfung in Mathematik, Physik und Chemie. Das für ein Studium erforderliche Latinum sei nicht zu schaffen gewesen.

In dem in der Benekestraße von der Stadt angekauften Haus fand ab 1936 zusätzlich zum Vormittagsstundenplan am Nachmittag Kochunterricht statt, in der Schillerstraße wurde ein großer Schulgarten gekauft, in dem Gartenbau erlernt wurde. Der Handarbeitsunterricht bei Frau Meine machte aus den Schülerinnen „fast perfekte Schneiderinnen“. Neu waren die aufeinander aufbauenden Praktika, im ersten Jahr drei Wochen Kindergarten, im zweiten Jahr vier Wochen Kinderkrankenhaus (Marienheim), im dritten Jahr sechs Wochen Haushalt, jeweils die Hälfte während der großen Ferien, die andere Hälfte in der Schulzeit zu absolvieren. Mit diesem, einen breiten Raum einnehmenden hauswirtschaftlichen Unterricht wurde der nationalsozialistischen Vorstellung von der Zurückdrängung der Mädchen in typische Frauenberufe und der Vorbereitung auf Mutterschaft und Familie stattgegeben.

Im Vorfeld des Krieges

Frau Heldmann erinnerte sich deutlich an die Veränderungen des bis Ende 1932 noch ruhigen Schullebens. Häufiges Spalierstehen mit Fähnchenschwenken zu Parteiveranstaltungen ist ihr im Gedächtnis, besonders eine Veranstaltung am 13.10.1938 am Hermannsdenkmal, bei der Baldur von Schirach erwartet wurde. Die Schülerinnen und Schüler aller Detmolder Schulen hätten sich dort ohne Regenschutz bei strömendem Regen versammeln müssen, der Reichsjugendführer verspätete sich, man ging zurück, traf sich dann im 'Neuen Krug', wo alle eng gedrängt stehen mußten, manche ohnmächtig wurden und viele danach wegen Erkältungen in der Schule fehlen mußten. Auch das jährliche Maibaumpflanzen auf dem Marktplatz ist ihr im Gedächtnis, der 'Untergau' ordnete 'Kluft' an, das hieß weiße Söckchen, blauer Rock, weiße Bluse, obwohl es oft sehr kalt war. Die 'Kluft' mußte von jedem selbst bezahlt werden. Die Anwesenheit wurde kontrolliert.

Frau Heldmann erzählte von den zahlreichen Sammlungen und Verkaufsaaktionen für die NSV und den VDA (Verein der Auslandsdeutschen), der dem Direktor besonders am Herzen lag. Die Mädchen mußten Papierblumen, Pla-

ketten und Holzfigürchen verkaufen. In der Regel bekam jede Schülerin drei bis fünf Teile, die nur unter Mühe loszuwerden waren. Ein Teil kostete in der Regel 20 Pfennig (für zehn Pfennig gab es drei Brötchen). Ihr Vater habe ihr einmal den Verkauf mit den Worten: „Das ist Bettelei!“ verboten. Sie habe sich verzweifelt an ihre Klassenlehrerin Anna Ahlers gewandt, und die hätte ihr, weil sie ihr helfen wollte, fünf Blumen abgekauft.

Zwischen 1935 und 1937 mußten die Schülerinnen einen Rote-Kreuz-Lehrgang absolvieren und an Luftschutzübungen teilnehmen. Dies wurde durch den BDM organisiert. Laut Schultagebuch wird am 18. Mai 1936 in der Schule zum erstenmal die HJ-Fahne gehißt, 94,8% der Schülerinnen sind im BDM oder bei den Jungmädeln.

In der Leopoldstraße, im Gebäude der heutigen Stadtbücherei, befand sich das Luftschutzbüro. Im Hof wurden Phosphorbrandsätze gezündet. Sie lernten, daß Phosphor nicht mit Wasser, sondern mit Sand gelöscht werden muß. Sie wurden auch auf Gasangriffe vorbereitet, mußten mit einer Gasmaske durch eine mit Tränengas gefüllte Schleuse gehen, und sie wisse erst heute, wie gefährlich dies gewesen sei. Der Leitspruch der BDM-Führerinnen sei gewesen: „Was uns nicht umbringt, macht uns stark.“ Wie sehr diese Aktionen gezielte Kriegsvorbereitungen gewesen sind, war den Mädchen damals nicht bewußt.

Judenverfolgung

Frau Heldmann erinnerte sich auch an ihre jüdische Mitschülerin Ilse Buchholz, die 1932 mit ihr zusammen eingeschult wurde und nach dem ersten gemeinsamen Schuljahr nicht wieder in die Schule zurückkehrte. Die Lehrer verloren kein Wort darüber, und Frau Heldmann fragt sich heute, warum sie als Schülerinnen nicht weiter nachgefragt haben. (Die Familie Buchholz war wegen des zunehmenden Antisemitismus in Detmold zunächst nach Bielefeld gezogen, in der Hoffnung auf mehr Anonymität. Ilses Vater Bernhard ist 1944 im KZ Buchenwald gestorben, ihre Mutter im gleichen Jahr im KZ Stutthof. Ilse und ihr Bruder leben heute in Israel.)

An den Schrecken, den der Synagogenbrand und die Plünderung der jüdischen Geschäfte am 9.11.38 bei den Schülerinnen ausgelöst hatten, konnten sich alle Gesprächsteilnehmerinnen genau erinnern. So kam z.B. der Lehrer Oevermann am Morgen nach dem Synagogenbrand in Uniform in die Klasse, und diese Uniform hätte starken Brandgeruch ausgeströmt. Im Unterricht wurde das Ereignis mit keinem Wort erwähnt. Eine Schülerin, so erinnerte sich Frau Frohne, hatte ein Gedicht geschrieben, das mit der Zeile begann: „Die armen, armen Juden [...]“. Der Zettel wurde entdeckt und an den Direktor weitergereicht. Das Mädchen und auch die Eltern hatten tagelang Angst vor den Folgen, aber der Direktor war offensichtlich vernünftiger als der SS-Mann.

Frau Heldmann berichtete von der Erfahrung zerstörten Vertrauens, als sie die Verwüstung der beiden Geschäfte Baer und Buchholz (Onkel von Ilse Buchholz) gesehen hat. In dem Haushaltswarengeschäft Rosenbaum in der Langen Straße sei z.B. das Besteck außen in die Schaufensterrahmen eingestochen worden. Die Schülerinnen stießen mit diesen Beobachtungen in der Schule auf eine Wand des Schweigens.

Krieg und Rüstungseinsätze

Das Schultagebuch zeigt, wie es in den Kriegsjahren immer stärker nur noch um das Überleben der Schule geht und um den Kampf des Direktors, den Unterricht unter schwierigen Bedingungen aufrechtzuerhalten.

Die Frauen erinnerten sich, daß sie Weihnachten 1939 für die Soldaten des Polenfeldzuges Handschuhe, Socken und Pulswärmer gestrickt hätten. Für den VDA wurden Babysachen und Spielzeug gespendet. Frau Frohne berichtete von Besuchen bei den ersten Verwundeten im Lazarett, dabei wurden Lieder gesungen und selbstgebackener Kuchen verteilt.

1940 gab es in Detmold nachts den ersten Fliegeralarm, erst 1944/45 auch am Tag. Herrn Dr. Bonwetsch war als Mitglied des Luftschutzbundes die Ausstattung des Luftschutzkellers der Schule ein wichtiges Anliegen. Frau Thiele erinnerte sich, daß sie sich als Fahrschülerinnen vor Unterrichtsbeginn in diesem Keller aufhalten durften, aber keine der Zeitzeuginnen konnte sich erinnern, jemals bei Alarm in diesem Keller gewesen zu sein.

Im Kältewinter 1942/43 wurden die Schülerinnen lediglich stundenweise zur Ausgabe neuer Hausaufgaben in die Schule bestellt, nur die Abiturientinnen hatten Unterricht und durften in Trainingshosen erscheinen, obwohl Hosen sonst nicht gestattet waren.

Die Zeitzeuginnen erinnerten sich an ihren ersten landwirtschaftlichen Diensteeinsatz im Juni 1942. Dieser Einsatz auf Bauernhöfen in Bösingfeld wurde vom BDM organisiert, die Schülerinnen waren in einer Schule untergebracht. Ihnen wurde dabei zum erstenmal klar, daß wegen des Krieges die Männer bei der Arbeit fehlten. Ab Juni 1942, so erinnerten sich die Frauen, begann für viele der Einsatz als Betreuerinnen in der Kinderlandverschickung. Von den Gesprächsteilnehmerinnen war keine selbst davon betroffen, sie erzählten aber von Einsätzen der Geschwister oder Schulkameradinnen in Bayern und Franken. Die Betreuerinnen hätten ziemlich ahnungslos eine ungeheure Verantwortung übernehmen müssen. Die Kinder lebten weit entfernt von ihren Eltern in Notunterkünften und kämpften mit Heimweh, während die Bevölkerung der Umgebung den fremden Kindern meist kritisch bis feindlich gegenüberstand. Die Betreuerinnen waren nachmittags und abends im Einsatz, vormittags gingen die KLV-Kinder zur Schule. Wenn die Kinder krank wurden,

war die medizinische Betreuung mangelhaft, in der Regel benutzten die Betreuerinnen Hausmittel, wie sie es im Rote-Kreuz-Kurs gelernt hatten.

Frau Don verspürt noch heute tiefsitzende Angst, die durch den Einsatz in der Munitionsfabrik Tönshoff in Leopoldstal bei ihr entstanden ist. Dieser Einsatz begann am 20. September 1944 für die Schülerinnen der damaligen Klassen 7s und 8s. Der Einsatz wurde von einer Lehrerin geleitet, die zugleich BDM-Führerin war. Während der größte Teil der Schülerinnen in Leopoldstal tagsüber in der Fabrik eingesetzt und dort auch in einer Pension untergebracht war, gehörte Frau Don zu einer kleinen Gruppe von vier Schülerinnen, die nachts in der Fabrik arbeiten mußten, zusammen mit Fremdarbeiterinnen. Diese Schülerinnen fuhren täglich mit der Straßenbahn zu ihrem Arbeitseinsatz. Die Mütter dieser vier Schülerinnen waren vorher von der Lehrerin wegen der politischen Unzuverlässigkeit ihrer Töchter verwarnt worden, und dieser Nachteinsatz wurde von den Schülerinnen als Strafaktion der Lehrerin verstanden. Frau Frohne und Frau Don erinnerten sich, daß der Arbeitseinsatz sinnlos gewesen sei, denn die mit fertiger Munition gefüllten Kisten seien nie abtransportiert worden.

Erinnerungen an einzelne Lehrkräfte

In der Wahrnehmung ihrer Lehrerinnen und Lehrer waren sich alle Gesprächsteilnehmerinnen annähernd einig. Alle nannten die Lehrer Dr. Wiebach und Herrn Oevermann Vertreter nationalsozialistisch orientierten Unterrichts. Beide seien regelmäßig in SA-Uniform in den Unterricht gekommen, wobei Herr Dr. Wiebach am wenigsten ernstgenommen worden sei. Einige Lehrerinnen seien zugleich BDM-Führerinnen gewesen und hätten selbstverständlich von vielen Schülerinnen außerhalb des Unterrichts Einsätze für Jungmädelaabende verlangt. Dabei reflektierten die Zeitzeuginnen darüber, daß sie sich damals auch von ihren Lehrerinnen durch solche Aufgaben besonders anerkannt fühlten und ihre ideologische Einbindung ihnen erst viel später bewußt geworden sei.

Zwiespältig war das Verhältnis zu dem Musiklehrer Otto Daube, der wegen seiner besonderen Fähigkeiten, der zahlreichen musikalischen Aufführungen, bei denen der Schulchor seine Höchstform erreichte, der Förderung einzelner Schülerinnen faszinierte und, wie Frau Frohne betonte, verehrt wurde, aber eben fest eingebunden in System und Ideologie war.

Frau Thiele und Frau Frohne stimmten darin überein, daß nur die Rassenbiologie wirklich nationalsozialistischer Unterrichtsstoff gewesen sei. Die Zeitzeuginnen waren sich einig, daß mutige Kolleginnen und Kollegen wie Frau Ahlers, Frau Weißbrodt, Frau Kollmeyer und Herr Meyer innerhalb des Kollegiums sicher keinen leichten Stand gehabt hätten. Herr Meyer behandelte im Deutschunterricht – für die Schülerinnen in deutlicher Auswahl – ausschließ-

lich Klassiker, Frau Weißbrodt unterschied z.B. bei der Interpretation von Kleists 'Prinz von Homburg' zwischen einer offiziellen, prüfungsrelevanten Deutung und ihrer eigenen.

Allen ehemaligen Schülerinnen war klar, daß Herr Dr. Bonwetsch die Schule mit viel diplomatischem Geschick durch die Vorkriegs- und Kriegsjahre geleitet hat und sein Hauptengagement immer auf der Seite der Schülerinnen lag. Sein fundiert historisches Wissen, das die Schülerinnen in seinem Geschichtsunterricht kennenlernten, half ihm, die Überzeugungen der Nationalsozialisten zu relativieren und sich – häufig ironisch – zu distanzieren. Einen weiteren Grund für sein kluges und geschicktes Verhalten sahen die Zeitzeuginnen in seiner christlichen Verwurzelung. So hat ihm z.B. der Choral: „Nun danket alle Gott [...]“, den er regelmäßig bei Entlassungsfeiern singen ließ, Beschwerden nationalsozialistischer Eltern eingebracht. Frau Thiele erinnerte sich an ihre eigene Entlassungsfeier, bei der Dr. Bonwetsch zum Schluß diesen Choral anstimmen ließ. Der Gesang sei ziemlich kläglich ausgefallen, worauf Herr Dr. Bonwetsch noch einmal ans Rednerpult mit den Worten gegangen sei: „So weit haben wir es gebracht!“

Frau Don stellte sich und den anderen Gesprächsteilnehmerinnen zum Schluß die sie schon lange bewegende Frage: „Gab es nicht damals für uns schon Signale, die uns mehr erkennen ließen? Warum haben wir nicht mehr nachgefragt?“

Der Verlauf des Abends machte deutlich, daß es wichtig und interessant wäre, die Geschichte der Schule in dieser Zeit sorgfältig und umfassend mit Hilfe vorhandener Quellen zu erforschen. Das Aktenmaterial des Staatsarchivs, die Jahresberichte der Schule, das Schultagebuch, die gesammelten Kriegsbriefe der Kollegen an den Schulleiter, Fotos und persönliche Erinnerungen müßten durchgegangen werden. Wichtig wäre es auch, die drei Detmolder Gymnasien auf ihrem Weg durch den Nationalsozialismus miteinander zu vergleichen, um das besondere Profil der jeweiligen Schule erkennbar zu machen.

Zeitzeugen erinnern sich

Als jüdische Schülerin in Detmold: Karla Raveh geb. Frenkel

Moderation: Wolfgang Müller
Redaktion: Micheline Prüter-Müller

„Wer das Glück hat, Karla Raveh persönlich kennengelernt zu haben, bewundert ihren Lebensmut und die Herzlichkeit, mit der sie auf andere Menschen zugeht, noch mehr aber ihre Fähigkeit, anderen Menschen wieder Lebensmut zu geben. Wer sie in ihrem schönen Haus in Tivon in Israel oder in Lemgo, wo sie regelmäßig wieder zu Besuch ist, erlebt und ihre Geschichte nicht kennt, kann kaum ahnen, was diese Frau in der Zeit des Nationalsozialismus durchgemacht hat. Es mußten allerdings erst 40 Jahre seit der Befreiung vergehen, bis sie die Kraft fand, ihre Erlebnisse und die Geschichte ihrer Familie aufzuschreiben.

Karla Frenkel wurde im Mai 1927 in Lemgo geboren, ihre Schwester Helga war zwei Jahre älter, später kamen noch zwei Brüder dazu. Die Eltern und die Großeltern väterlicherseits waren anerkannte Bürger der Stadt, und die beiden Mädchen verlebten unbeschwerte Kinderjahre. Aber bald schon merkten selbst die Kinder, daß die Nationalsozialisten begannen, die jüdischen Bürger auszugrenzen. Freunde und Bekannte zogen sich zurück, und in der Schule häuften sich die Beschimpfungen gegen die beiden jüdischen Mädchen durch die Mitschülerinnen. Am 9./10. November 1938 mußten sie erleben, wie die Nationalsozialisten die kleine Lemgoer Synagoge zerstörten und der Vater und ein Onkel verhaftet wurden. Karla Frenkel und die anderen jüdischen Kinder wurden von der Schule verwiesen. Die jüdische Volksschule in Detmold, in der bis zu 15 Schülerinnen und Schüler aus Lippe und den angrenzenden Gebieten unterrichtet wurden, bot keinen ausreichenden Ersatz für die vorenthaltene Schulbildung.

Im Dezember 1941 wurden die ersten jüdischen Bürger aus Lippe nach Riga deportiert, im Frühjahr traf es schon Verwandte der Familie Frenkel, die nach Warschau verschleppt wurden. Und am 27. Juli 1942 wurde die Familie Frenkel über Bielefeld in das Konzentrationslager Theresienstadt gebracht.“¹

Karlas Leidensweg setzte sich fort. Sie erlebte den Abtransport fast ihrer ganzen Familie nach Auschwitz und mußte einige Zeit später selber dorthin folgen. „keine Station auf dem Weg zur völligen Entwürdigung wurde ihr erspart. [...] Daß auch ihre Angehörigen gleich nach der Ankunft umgebracht worden waren, wurde ihr bald zur Gewißheit.

Von Auschwitz kam Karla Frenkel dann mit einem Transport in das Konzentrationslager Bergen-Belsen, von dort nach Salzwedel zur Arbeit in eine

Munitionsfabrik, [...] Es folgten chaotische Tage nach der Befreiung in Salzwedel, dann ein Aufenthalt in Lüneburg, bis sie den Entschluß faßte, nach Lemgo zurückzukehren.

In ihrer alten Heimatstadt stieß sie nur bei wenigen Menschen auf Verständnis, viele waren nicht in der Lage zu begreifen, was sie und ihre Leidensgenossen erlebt hatten. [...] 1949 heiratete sie in Lemgo und ging mit ihrem Mann, der auch alle Angehörige durch den Völkermord verloren hatte, nach Israel.² Karla Raveh hat zwei Söhne und fünf Enkelkinder. Seit dem viel zu frühen Tod ihres Mannes im Jahre 1986 kommt sie in jedem Sommer für einige Monate nach Lemgo zurück. Dort lebt sie in ihrem Elternhaus, in dem die Stadt Lemgo auch ein Museum zur Geschichte der Juden in Lemgo und Lippe eingerichtet hat. „Was sie dort während eines Sommeraufenthaltes für die Verständigung zwischen Juden und Christen, zwischen Israelis und Deutschen leistet, kann nur ermessen, wer sie in dem Haus Echternstraße 70 hat wirken sehen. Sie führt Besucher durch das Museum, empfängt Jugendliche und Journalisten zu Interviews, sie beherbergt ehemalige Konzentrationshäftlinge aus aller Welt in ihrer Wohnung, die nur deshalb wagen, nach Deutschland zu kommen, weil sie absolutes Vertrauen zu ihr haben.“³

Karla Raveh hat es sich zur Aufgabe gemacht, Auskunft zu geben. Sie spricht als Zeitzeugin immer wieder mit vielen Schulklassen und Erwachsenengruppen. So berichtete sie auch am 29.9.1995 in der VHS Detmold über die drei Jahre ihres Lebens, in denen sie Schülerin der jüdischen Schule in Detmold, Gartenstraße 6, gewesen ist. An dieser Stelle seien ihre wesentlichen Aussagen zusammengefaßt⁴:

Synagogenbrand und Schulverbot.

Nach dem schrecklichen Erlebnis des Synagogenbrandes, der sich für die elfjährige Karla so niederschlug, daß Vater und Onkel nicht mehr nach Hause kamen und zunächst niemand wußte, wo sie waren, gingen Helga und Karla Raveh nach einigen Tagen wieder in die Schule. „Es tut mir leid, du mußt nach Hause gehen,“ empfing sie der Lehrer. „Warum?“ „Das wird dir deine Mutter schon erklären.“ –

Karla blieb einige Wochen zu Hause. Der Schulbesuch war verboten worden. –

Jüdische Kinder in Pension bei jüdischen Gastfamilien.

In Detmold richtete die Synagogengemeinde Detmold eine private Volksschule für jüdische Kinder aus einem recht weiten Einzugsbereich ein. Die Entfernung

nach Lemgo war zu groß, um jeden Tag dorthin zu fahren. So kam Karla in Pension nach Detmold und lebte zunächst in der Sachsenstraße 25 bei Familie Falk. Später zog sie um in die Hornsche Straße 33, wo sie zunächst zusammen mit vier anderen jüdischen Pensionskindern in der Wohnung von Irene Hesse lebte, deren Mann Ludwig später in Auschwitz ermordet worden ist. Frau Hesse hat nach 1942 immer wieder versucht, zu ihrem Mann zu kommen, und wurde schließlich im Konzentrationslager Ravensbrück gefangengehalten. Nach ihrer Befreiung traf sie auf dem Rückweg nach Lemgo und Detmold zufällig Karla Raveh. Familie Herzberg mußte ebenfalls von der Sachsenstraße aus in das 'Judenhaus' in der Hornschen Straße umziehen und nahm Karla für einige Zeit in ihrer Wohnung auf. So wurden immer mehr Familien und jüdische Pensionsschüler auf engstem Raum zusammengepfercht. Oft hatten die Kinder nicht genug zu essen, so daß Karla am Wochenende manchmal hungrig nach Lemgo kam. Aufgaben in den Pensionshäusern wurden zwischen den Familien und zwischen Kindern und Erwachsenen verteilt. Jeder half selbstverständlich mit – Standesunterschiede spielten keine Rolle mehr, aber Reibereien waren natürlich nicht zu vermeiden. Nachmittags haben die Kinder Schularbeiten gemacht. Wenn sie fertig waren, sollten sie sich sehr still und unauffällig verhalten und sich nicht in der Stadt zeigen.

Die ärztliche Betreuung wurde zunehmend schlechter. Es wurden allerdings noch einige Impfungen durchgeführt – nachdem die Stadt zunächst alle anderen Detmolder Schüler geimpft hatte. Aber man impfte, weil man Krankheiten und Ansteckungen verhindern wollte.

Die jüdische Schule und ihre Schülerinnen und Schüler

Die jüdische Schule bestand aus einem Zimmer in der Wohnung, die dem Synagogendiener Louis Flatow wie auch anderen jüdischen Familien nach der Pogromnacht in der Gartenstr. 6 zugewiesen worden war. Unterrichtet wurden die Kinder hauptsächlich von dem Lehrer Max Alexander, aber auch anderen freiwilligen Helfern der jüdischen Gemeinde. Fächer waren z.B. hebräische Religion, Musik, etwas Ivrith, jüdische Geschichte, Englisch, Mathematik, Handarbeit, Sport, Zeichnen und Werken – alles ausgerichtet nach einem Lehrplan, der aus Berlin von der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ geschickt worden war. Die Schule besuchten folgende Kinder: Karla Frenkel und ihr Bruder Ludwig; die drei Geschwister Ehrmann aus Heidenoldendorf Ruth, Hans und Karl; Alice Kirchheimer und Ellen Meyer aus Bad Driburg; Julius und Hannelore Neuwahl aus Brilon; Irmgard Bukofzer aus Höxter; Margret Silberbach aus Schötmar; Edith Falk und Heinz Rosenbaum aus Detmold; Ilse Uhlmann aus Ovenhausen; der kleine Julius Sondermann aus Belle; Ilse Gravi aus Nieheim; Gertrud Lebensbaum und Marianne Weizenkorn aus Korbach;

Herbert Levi aus Waldeck; Edgar Löwenstein aus Borgholz; Käthe Rosenstein aus Beverungen und Margot Rothenberg aus Amelunxen.

Sieben Kinder haben den Völkermord überlebt.

Das Klassenzimmer als Synagoge.

Jeden Freitag abend verwandelte sich der kleine Schulraum in eine Synagoge. Die Schulgegenstände wurden zur Seite geräumt, es wurde festlich gedeckt, Kerzen angezündet, und die Detmolder jüdischen Familienmitglieder kamen zum Schabbatgottesdienst. Die Kinder halfen bei den Vorbereitungen und sangen die gelernten Lieder. Von dieser besonders festlichen Stimmung ist oft und viel erzählt worden.

Schulbänke bleiben leer.

Die politische Situation der Gegenwart wurde im Unterricht nie angesprochen; auch in Pausengesprächen ist sie als Thema nicht aufgetaucht. Wenn Kinder nicht mehr zur Schule kamen, weil sie deportiert worden waren oder ihre Eltern einen Schulbesuch nicht mehr ermöglichen konnten, lasteten Schweigen und Ungewißheit wie ein dunkler Schatten über den Kindern und ihrem Lehrer. Niemand hatte eine Vorstellung, was im 'Osten' geschah. Auch zu Hause wurde nicht über diese Vorfälle gesprochen. Kinder schonten ihre Eltern, um ihnen nicht noch mehr Schweres zuzumuten, sie nicht zusätzlich zu beunruhigen.

Der 'alltägliche' Antisemitismus.

Neben diesen so plötzlich und grausam aufgerissenen Lücken durch 'fehlende' Schülerinnen und Schüler gab es den 'ganz alltäglichen' Antisemitismus, dem sich die Schüler und Schülerinnen ausgesetzt sahen. Auch hiervon wurde zu Hause nichts erzählt, diese 'Schande' behielten alle für sich. Karla wurde stiller, kehrte sich nach innen und zog sich am Wochenende zu Hause von sich aus von ihren früheren Freundinnen zurück.

Welche Ereignisse in Detmold hatten ein so lebenslustiges und kontaktfreudiges Mädchen zu einer solchen Haltung veranlaßt?

Wie verhielten sich z.B. die Schüler der benachbarten Schulen, wie die bürgerlichen Nachbarn in der Gartenstraße?

Im Zeichenunterricht sollten die Kinder einmal gegenüberliegende Häuser abzeichnen. Sie saßen dafür draußen auf der Terrasse. Die 'Damen von gegen-

über' verboten ihnen das Zeichnen ihres Hauses und das Sitzen auf der Terrasse. Sie wollten nicht, daß ihr Haus beobachtet werde. So gab es keinerlei Kontakte zu der Nachbarschaft, nicht einmal zu dem Konservatorium in der Gartenstraße 4, dessen österreichischer Leiter sehr kritisch gewesen sei. Eine ehemalige Klavierschülerin berichtet während der Diskussion, daß in ihrer Gegenwart nie über die jüdische Schule in der Nachbarschaft gesprochen worden sei.

Der Schulhof war begrenzt durch einen Bretterzaun. In dem kleinen Pausenhof wurde auch Turnunterricht gegeben. Nur zu zeichnen gab es hier nichts – es gab einfach nichts zu sehen. Einmal geschah es, daß während des Unterrichtes Steine durch das Fenster auf die Kinder geworfen wurden. So mußten diese Fenster schließlich durch ein Drahtgitter geschützt werden. Nur an wenigen Tagen traute sich der Lehrer, mit den Kindern spazieren zu gehen. Sie gingen dann dorthin, wo es besonders einsam war. Im Wald wurde dann gespielt, an Stellen, an denen sie keiner sehen konnte. Karla berichtet, wie wohl es ihr zwischen den jüdischen Mitschülern und Mitschülerinnen gewesen sei. Ja, sie habe sich nach den vielen antisemitischen Äußerungen, denen sie sich in Lemgo ausgesetzt sah, geradezu frei und geborgen gefühlt und sei gerne in der Schule gewesen. Der Weg von der Schule nach Hause und der morgendliche Weg zur Schule müssen allerdings besonders 'steinig' gewesen sein. Die Angst vor diesen Wegen hat sich bis in die nächtlichen Träume niedergeschlagen. An der Ecke Gartenstraße/Hornsche Straße warteten häufig Jungen, die den jüdischen Kindern auflauerten, sie zu verprügeln versuchten. So wurde der Schulweg oft zu einem atemlosen Rennen bis zur Sachsenstraße. Aber auch dort wurden sie schon von Jungen erwartet, die sie schlugen und verfolgten bis in das Treppenhaus hinein. So kam es dazu, daß die jüdischen Kinder versuchten, von hinten in das Haus zu schleichen, um gar nicht erst gesehen zu werden.

An dieser Stelle spricht Karla Raveh das Publikum direkt an: Sie würde sich freuen, wenn diese Jungen von damals heute auf sie zukämen und erzählten, daß sie dabei waren, warum sie dabei waren. Man müsse doch aufeinanderzugehen. Auch diese Jungen hätten oft getan, wozu sie sich von außen aufgefordert fühlten. Eine Erinnerung, daß Erwachsenen sich auch nur einmal zugunsten der Opfer eingemischt hätten, gibt es nicht.–

Das jüdische Altenheim in der Gartenstraße

Anfang 1942 wurde die Schule aufgelöst. Nur die kleineren Schüler wurden trotz des Verbotes noch in einem 'Judenhaus' in der Paulinenstraße unterrichtet. In dem Haus Gartenstraße 6 wurde unter der Leitung der Schwestern Auguste und Bernhardine Michaelis-Jena ein jüdisches Altenheim gegründet.

Karla und ein anderes Mädchen erledigten dort die etwas schwereren Hausarbeiten. Die z.T. über 80jährigen Menschen wohnten zu dritt oder zu viert in einem Zimmer. Das Haus war von oben bis unten vollgestellt mit persönlicher Habe. Die Bewohner waren unglücklich und traurig, ihre Angehörigen waren in den meisten Fällen nicht in der Nähe. 1942 wurden sie fast alle deportiert; niemand von ihnen hat überlebt.

Theresienstadt

Einige der Detmolder jüdischen Schüler und Schülerinnen kamen wie Karla nach Theresienstadt. Es gab jedoch dort kaum noch Kontakte, denn Karla hatte sich mit tschechischen Jugendlichen angefreundet, die sich innerlich immer mehr auf ein Leben in Palästina einstellten. Utopien dieser Art hatte es in Detmold nicht gegeben, warteten die Kinder doch täglich auf eine Rückkehr in ihren 'normalen' Alltag. Jetzt, in Theresienstadt, half ihnen diese Idee und machte sie stark, das Leid zu ertragen und durchzuhalten. Diese Jugendlichen schlossen sich sogar zusammen, um aktiv alten und kranken Menschen zu helfen.

Rückkehr nach Detmold.

Als Karla im Jahre 1945 nach ihrem langen Leidensweg wieder nach Detmold zurückkam und durch die Gartenstraße ging, hat sie nach ihren eigenen Worten keine Gefühle in sich gespürt.

Anmerkungen:

1. Wolfgang Müller: Buchbesprechung zu Karla Raveh: Überleben. Der Leidensweg der jüdischen Familie Frenkel aus Lemgo, Lemgo 1987, in: Literatur zur Geschichte der Juden in Ostwestfalen und Lippe - eine Sammelbesprechung, Lippische Mitteilungen Nr.58, 1989, S.310.
2. ebd., S. 311.
3. ebd., S.312.
4. Zu einigen Ergänzungen vgl. auch: Wolfgang Müller: Gartenstraße 6. Zur Geschichte eines Detmolder „Judenhauses“ und seiner Bewohner. Band 7 der Schriftenreihe „Panu Derech - Bereitet den Weg“ der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Lippe e.V., Detmold 1992.